



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 250.

Mittwoch, 26. Oktober

1927.

(14. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Hendrijs erhält seinen Kaffee, mischt ihn und schlürft das Schälchen in einem Zug leer, wobei seine Unterlippe sich schöpfförmig vorstreckt. Dann raucht er gedankenvoll und auf seiner Stirn bilden sich Wülste. Kusuma wartet voll Freundlichkeit. Hendrijs gibt sich einen Ruck.

„Eine alte, chinesische Dame hat sich in meine Privatbehandlung gegeben. Sie erklärt, von meinem Schwager geschickt zu sein. Der Fall ist interessant.“

„Gewiß auch einträglich.“

Hendrijs sieht etwas verdutzt drein. „Auch das. Es ist eine wohlhabende Dame. Man einigt sich. — Mein Schwager kränkt und hat den Fall deshalb nicht selbst übernommen. — Viel Ihnen in letzter Zeit nichts an ihm auf?“

„Mir? — Wir sehen uns nicht häufig.“

„Doch, Sie sind mit ihm befreundet.“

„Gewiß.“ — Der Raden prüft den Besuch aus den Liderritzen.

„Nun gut. Ich stelle die Frage nur, weil Sie neu-lich bei ihm waren.“

„Ah.“

„Die chinesische Dame hat einen Tumor. Ich bedarf einer Rücksprache mit Doktor Rehmerbill darüber. Ich weiß aber nicht, wo er seinen Erholungsurlaub verbringt. Gewiß können Sie mir seine Adresse geben.“

„Ich erfahre von Ihnen, daß er fort ist. Ich bedaure.“

Hendrijs sieht grübelnd, mit leicht schielenden Augen, auf die Tischplatte.

„Vielleicht wenden Sie sich an Doktor van Affelen?“

„Das war das Nächstliegende. Er konnte mir nicht dienen.“

„Wie bedauerlich für die alte Dame! Ich kann mir denken, daß das Schicksal dieser Patientin Sie schwer belastet; die Vorgeschichte des Falles ist sicher von größter Wichtigkeit. . . . Nun, und Mijnheer Heyermans?“

Eine seltsame Veränderung geht mit Hendrijs vor. Seine Augen treten kugelförmig heraus; die dunkle Tönung seines schlaffen Gesichtes nimmt Aschenfarbe an. Er schwitzt vor Anstrengung, sich zu beherrschen; er schluckt mehrmals hinunter. Als er damit fertig ist, sagt er weltmännisch: „Sie haben recht, Raden. Es ist denkbar, daß Mijnheer Heyermans Bescheid weiß. Doch von meinem Standpunkt aus betrachte ich ihn als Exponenten der — Reaktion. Abgründe trennen uns. Es ist keine persönliche Antipathie, beileibe nein. — Aber das Prinzip.“

„Nur das Prinzip“, pflichtet der Raden verständnisvoll bei. „Und Sie vermuten, daß ich.“

„Daß Sie, Raden, in der Lage sind, Heyermans um die Adresse zu bitten. Das wäre nicht auffallend, da auch Sie mit dem Doktor befreundet sind.“

„Ich begreife. Die alte Dame besteht energisch auf schleunigster Hilfe.“

Alle Nerven zucken in Hendrijs Gesicht. Er hat es wahrhaftig nicht leicht.

„Mijnheer de Ruyter“, spricht Kusuma gelassen, — „ich werde an Ihren Wunsch denken.“

Hendrijs schnellst empor. Er hat sich wiedergefunden. Man schüttelt einander die Hände; ja, Kusuma hilft ihm persönlich ins Auto hinein.

Ganz ohne Grund ist die witternde Unruhe des frühen Morgens nicht gewesen. Befremdend war der Einbruch des Indos; ganz und gar aus dem Rahmen fallend. Irgendwo, auf der Bühne hinter dem Tuch, hat man schon die Schattenpuppen aus ihren Gestellen hervorgeholt; soll er, Kusuma, der Regisseur sein, der ihre Stiele ergreift?

Schon zuckt es in seiner Hand. Noch aber fehlt der Deklamator, und mit ihm der eigentliche Sinn des kommenden Dramas.

Grübelnd steht er da, dann verschwindet er wieder im Haus. Der volle Vormittag ist da mit schluchzenden Verkäuferschreien, mit Ponggetrabel und Hize.

Die Hize! — Sie nistet wieder auf dem Koningsplein. Jetzt, um elf Uhr, zittert sie wellig über den flachen Baumkronen am Saum. Was stellt jene Anordnung hölzerner Bungalows vor, die um ein sparsam ladiertes Blechdach gruppiert sind? Ist das ein Camp? Eine Minenstadt? Es ist ein Hotel: das zweitbeste in Weltrepeden. — Es ist teuer und hat den Vorzug, Fremde von Distinktion zu beherbergen. So verpflegt es auch seit gestern abend einen Hamburger Großhändler namens Erdbrink, der in etwas nervöser Verfassung in einem Mietauto noch spät von Buitenzorg eingetroffen ist und bis drei Uhr nachts auf der Terrasse eine erstaunliche Menge hochprozentiger Getränke zu sich genommen hat.

Seit sechs Uhr früh ist er schon wieder munter. Zunächst steuert er auf das Deutsche Generalkonsulat zu. Im Begriff, dem sehr aufgeweckten und trotz Beleibtheit ungeheuer tätigen Nachthaber des „Auswärtigen Amtes“ seine Karte zu schiden, zögert er plötzlich. Seine feuchte fahrigte Hand zerkrümelt die Karte. Schwer läßt er sich ins Polster zurückfallen. Es hat keinen Zweck, gewisse Dinge an eine Glode zu hängen, die zwar nicht groß ist, doch immerhin hinreichend penetranten Schall besitzt. Auch wäre das (ist er denn ganz von Gott verlassen?) Teufel ja, viel zu überstürzt. . . . Ohne Beweise kann man hier nicht kommen. Warum ist er nicht sofort auf das Nabellegendste geraten? Überumpeln muß man! Er hat Angst gehabt, Angst vor dem eigenen Körper, der auf eine unüberlegte Tat zuschnellen würde; Angst vor der Wirkung der eigenen rotgeränderten Augen! . . .

Aber er ist ein Kraftmensch! Er hat sich in der Hand! Gewitterwolke wird er sein; gewiß. Aber es wird leise aus ihm donnern; spärlich blitzen. Das Geschöpf, dem er nachjagt, hat einfach den Sonnenstich. Zuerst hat sie sich vergiften wollen und nun brennt sie durch.

Wohl ist sanfte Gewalt nötig, um sie von hier wegzuschaffen. Doch wenn man sie auf dem Schiff hat, dann schont man sie, ist reizend, macht es anders in Zukunft, ganz anders. . . . Das kleine verrückte Tier-

hen! Das außer Rand und Band geratene Herz! — „Nora!“ flüstert er gekränkt. Feuchte dringt in seine entzündeten Augen. Diesem Schleicher, dem Doktor, wird er ganz gemüthlich die Meinung sagen; ho, ja. „Nichts für ungut, Verehrter“, wird er sagen. „Sie waren so nett, meiner Frau Gesellschaft zu leisten. Nun, mit Verlaub, nehm' ich sie wieder weg. Sagten Sie etwas, bitte? Denn adju, bis auf weiteres...“ Es ist ihm leider nicht vergönnt, die gewünschte Szene zu arrangieren. Denn auf des Doktors Veranda steht Nas, der Chauffeur. Und Nas wiederholt auf sechs atemlos hervorgestoßene Fragen immer nur sein sanftes papageienhaftes: „Tuan Rehmerdill? Tida ada.“ (Ist nicht da.)

Das wiederholt er in ganz entrüstet hellem Ton, als der gewaltige Tuan Erdrbrink ihn einfach beiseite schiebt und ins Haus einbricht. — Erdrbrink geht mit wuchtigen Schritten durch alle Zimmer der Villa. Bald sieht er die Sinnlosigkeit der Suche ein; er versucht es bei Nas mit einem Trinkgeld. Zwar gefällt diesem ein Zehnguldenschein, der ihm gezeigt wird; er glänzt übers ganze Gesicht. Doch das ändert nichts daran, daß er durchaus unausgiebig bleibt und keine Ahnung von der Adresse hat.

Nach einem langen stotternden Balaver in seinen dreieinhalb malaiischen Worten verfällt Erdrbrink darauf, Doktor van Affelen anzurufen. Van Affelen ist höflich aber bestimmt. Und als Erdrbrink ihn, wieder erregt, schlechten Willens beziehtigt, hängt er einfach ab.

Erdrbrink grübelt; dann fährt er zum „Des Indies“.

Er setzt sich auf ein Korbstühlchen an den Cocktailtischen und verlangt den „Tuan besar“, den Manager, zu sprechen. Eilig nähert sich ihm dessen Schritt durch die Halle. Die Hände im Rücken verkettet, verbeugt sich Salbeiblatt und blickt ihn dann langwimprig an voll schlehenäugiger Demut, wie ein belgischer Kammeler während seiner Salatiesta. Sein Gesicht aus rosa Lack verrät die überrumpelnde Ehre kaum, mit der er ja auch schließlich fertig wird. Ehre, wem Ehre gebührt, drückt seine Miene aus. Dies ist Großhändler Erdrbrink. Man entsinnt sich seiner aparten Frau. Nun hat er ein großes Geschäft gemacht und gönnt sich ein Schnäpshen. — Allmählich kann es ihm jedoch nicht entgehen, daß der Großhändler stark erregt ist. Enorme Sorgen müssen das sein, wenn so ein Mann aus der Balance kommt. Um Millionen von Gulden handelt es sich. Da kann man gar nicht mitreden; das entzieht sich einem... „Und womit darf ich dienen, Herr Erdrbrink?“ Er haucht es hin.

„Ah... Herr Direktor“, sagt Erdrbrink, „ich möchte nur eine kleine Frage stellen. Ist Ihnen der jetzige Aufenthalt von Doktor Rehmerdill bekannt?“

„Doktor Rehmerdill...“ Salbeiblatt zerkoftet den Namen auf der Zunge; sein Blick wandert ins Leere. „Ist er verreist?“

„So sieht es aus“, grunzt Erdrbrink und trommelt auf das Tischchen.

„Das gönne ich ihm“, spricht Salbeiblatt gütig. „Er hat Urlaub genommen; so wird es sein. Gewiß bei Mijnheer Heyermans.“

„So schlau bin ich auch“, sagt Erdrbrink streng. „Aber nun ist er fort.“

„Sind Sie krank, Herr Erdrbrink? Oder gar die gnädige Frau?“

Erdrbrink lacht unmotiviert auf. „Sie könnten recht haben. Anfangs bildete ich mir zwar ein, meine Frau verträge das Klima besser als ich. Doch das beiseite: Wissen Sie nichts? Er hat seine Adresse nirgends hinterlassen?“

Hier kommt Leben in Herrn Salbeiblatt. Er gestattet sich, neben dem Großhändler Platz zu nehmen; den lachsfarbenen Kopf wiegend, spricht er sinnend: „Als ich sage...“ Er schnalzt mit der Zunge, tuf, tuf; ein Blinder kann sehen, daß er etwas auf der Pflanne hat. „Mein Gott, Herr Doktor Rehmerdill ist also verduftet; gänzlich unauffindbar... Sehr interessant, Herr Erdrbrink.“ Er legt die Hand gespreizt vor den Mund. „Nein, diese Weiber!“ ruft er endlich voll gedämpfter Schelmerei.

Erdrbrink dreht sich ihm massiv drohend zu. Er ist

grau; seine Augen sind gläsern. „Was wollen Sie damit sagen?“ stottert er mit rauher Stimme. „Schnur nimmt Salbeiblatt die Hand wieder vom Mund. „Nein... ist es möglich!“ flagt er mit sanfter Stimme. „Wie man hier nervös wird, wenn man erst kurz im Land ist! Es ist ja schrecklich! Beruhigen Sie sich doch, Herr Erdrbrink, es gibt andere Ärzte... Tuf! tuf! — Und Herr Doktor Rehmerdill liegen in Scheidung...“

„Was?“

„Seine Frau ist eine Indo, Gott schirme ihn. Diese Leute sind strupellos. Ich will nichts gesagt haben, der Himmel ist mein Zeuge. Aber es wäre nicht das erste Mal, daß... Gott; Sie kennen Indien nicht, Herr Erdrbrink. — Sie kennen Indien nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Dämmerstunde.

Fahlgraue Nebel streifen durch das Land,
Die Dämmerung huscht durch die stillen Gassen;
Das Häusermeer versinkt in tiefem Grau,
Die weite Welt scheint einsam und verlassen.

Doch in der Seele wird es lichter Tag,
Wenn schwer und tief die Schatten niederschweben;
Vergangne Zeiten steh'n wieder auf,
Und fernes Glück erwacht zu neuem Leben.

Im Dunkel tickt die Uhr mit müdem Schlag,
Und um des Tisches still geborg'ne Runde
Luft wandelt wie im süßen Märchenraum
Geheimnisvoll die traute Dämmerstunde.

Die Zeit zerrinnt. Es flutet wieder Licht,
Versunk'ne Glöden dumpf und matt verflingen;
Noch lange hör' ich sie in tiefer Nacht,
In selbigem Erleben weiterschwingen!

W. H. Lehnen.

Der Mann, den ich verlor, als ich heiratete.

Von Jane Alden.

Ich habe immer den Typus des Gentleman geliebt, schon seit ich ein ganz junges Mädchen war. Und es war auch einer der vielen Gründe, warum ich mich in Billy so toll verliebte, weil er stets so gut gekleidet ging. Ich liebte die Art, wie er seine Krawatten knüpfte, die übrigens in ihren Farben stets zu seinen Augen paßten, und seine Socken paßten stets wieder zu den Krawatten.

Ich sah mit Begeisterung auf seine glänzend polierten Nägel, wenn er meine kleine Hand in seiner großen hielt, und voll Inbrunst sog ich immer den leichten Duft ein, der seinen Kleidern entströmte.

Ja, ja, Billy war schon danach, daß ich ihn sehr lieben konnte!

Aber dann erwachte ich plötzlich und das geschah am Morgen nach jenem Tage, an dem wir unser Heim bezogen hatten.

Ich war eine gute Stunde vor meinem Gatten aufgestanden, um nach dem Frühstück zu sehen. Ich hatte mein seidenes Morgenkleid angezogen, das mit dem wundervollen Spitzenkragen, und hatte den Tisch mit dem Dresdener Porzellan und all dem silbernen Zeug gedeckt, das wir als Hochzeitsgeschenk bekommen hatten.

„Dies wird ein Flitterwochenfrühstück werden“, flüsterte ich in den Kelch der Rose hinein, die ich in einer Kristallvase mitten auf den Tisch hinstellte. „Es ist ja die erste Mahlzeit, die ich für Billy bereiten kann, und wir beide werden ganz allein miteinander sein dürfen.“

Als ich dann von der Küche mit den gerösteten Brotschnitten hereinkam, war Billy schon im Zimmer... aber nicht jener Billy, der mich am Abend vorher in wundervollen Gesellschaftsabendkleidern, in einen eleganten Mantel gehüllt, in diese Wohnung geführt hatte, nein, nur ein Mann, von solcher Art, wie gewiß kein junges Mädchen ihn sich zum Gatten wünschen würde, ein unrasierter und verschlafener aussehender Mann, der ohne Halskragen dasah.

Als ich ihn ansah, wie er mir über das blinzelnde Frühstücksgeschirr hin zulachte, alles eher als ein Gentleman, war es mir, als sähe ich schlecht, als sei ich plötzlich erblindet oder aus einem Paradies verstoßen oder als werde ich angeschlagen, bis ich mich nicht mehr rühren könne.

„Ein bißchen Kaffee noch, Madag! Es ist wirklich ein wundervolles kleines Frühstück“, sagte er.

„Ich bin nicht dieser Ansicht“, erwiderte ich. „Was ist denn nicht in der Ordnung, Liebling? Du oder der Kaffee?“

Ich warf Billy einen sehr kühlen und entrüsteten Blick zu, denn ich war der Meinung, er müßte wohl verstehen, was er seiner Frau schuldig sei.

„Hast du deinen Kragen vergessen?“ fragte ich endlich. „O nein“, erwiderte er, während er sich mit den Ellbogen so auf den Tisch stützte, daß die Tassen klirrten, „ich ließ ihn absichtlich im Ankleidezimmer. Du bist ja jetzt verheiratet, kleines Mädchen“, lachte er fröhlich. „Vergiß nicht daran. Bitte, reich mir die Butter.“

„Du bist nicht der Gentleman, für den ich dich hielt“, sagte ich.

„O, das ist wirklich gut“, erwiderte Billy mit vor Überraschung weitgeöffneten Augen, erhob sich in Eile und ging in das Ankleidezimmer. Dann begann ich zu weinen, und als er wiederkam und mich so fand, beugte er sich natürlich zu mir herab und küßte mich... aber ich liebe ein unraffiertes Kinn ganz und gar nicht. Man kann mir doch dies nicht zum Vorwurf machen, denn die wenigsten Frauen lieben es und je empfindsamer und gefühlvoller eine Frau ist, desto schmerzlicher macht sich ihr doch auch solch eine Nachlässigkeit bemerkbar.

Und Billy fuhr fort, lauter Dinge zu tun, die mich verletzten. Er kam jeden Vormittag, bevor er in die Stadt in sein Bureau fuhr, in mein Zimmer, um mir „Adieu“ zu sagen, aber er schlüpfte dabei eilig in seinen Rock und den Hut behielt er auf dem Kopfe. Früher, als er nur mein Hofmacher war, versäumte er es nie, mit abgezogenem Hute vor mir zu stehen. Nun, als mein Gatte, scheint es ihm nicht im mindesten einzufallen, wie sehr er sich geändert habe. Wenn meine Handarbeit fällt, springt er gar nicht mehr so eilig hinzu, um sie aufzuheben. Wenn wir miteinander ausgehen, vergißt er nur zu oft, welche Seite auf der Straße seiner Frau gebühre. Und eines Vormittags, als ich in sein Bureau kam, um Geld für eine neue Bluse zu erbitten, die ich gerade vorher in einer Auslage gesehen hatte, hörte ich ihn zu seiner Sekretärin sagen: „Bitte, sagen Sie meiner Frau, sie möge ein wenig im Nebenzimmer warten, ich bin momentan sehr beschäftigt.“

Als er dann endlich zu mir kam und mir das Geld gab, war er ein wenig mißgestimmt.

„Verlange ich zu viel?“ fragte ich.

„Ich zahle gern das Dreifache für alles, was für deinen süßen, kleinen Körper bestimmt ist“, sagte er, „aber, bitte, komme um das Geld nicht in mein Bureau. Ich kann mich während der Geschäftsstunden nicht mit dergleichen aufhalten.“

„Ich brauche dein Geld nicht“, sagte ich und wies die Scheine zurück. „Ich weiß es schon, daß du mit deiner Sekretärin allein sein willst.“

„Wenn du es so auffassen willst... mir auch recht“, schnauzte er mich an, „denn sie ist mir zu meiner Arbeit unbedingt notwendig.“

An diesem Abend nahm ich das Diner im Bette ein, denn ich hatte den ganzen Nachmittag hindurch so viel geweint, daß ich mich sterbensmatt fühlte. Billy kam, als er nach Hause zurückkehrte, in mein Zimmer, wollte mich besänftigen und griff nach einem kostbaren Fläschchen, in dem ich mein Eau de Cologne verwahrte, um meine Stirn zu kühlen. Er ließ es fallen und es zerbrach. Aber er hielt sich nicht lange mit Bedauern darüber auf, sondern sagte nur zu mir: „Schah, du bist so sensibel. Glaubst du denn wirklich, daß ich mir nur das mindeste aus meiner Maschinenschreiberin mache? Geschäft ist aber Geschäft, kleines Mädchen. Und jede Gattin sollte das beahren lernen.“

Dann ging Billy ins Speisezimmer, um in Ruhe seinen Kostbraten mit Zwiebeln zu verzehren. Ja, ja, so viel habe ich schon herausgefunden, daß viel mehr als eines Weibes verzweifelte Seelenstimmung dazugehört, um einem Manne den Appetit zu rauben.

Und während ich auf das zerbrochene Fläschchen nieder sah, dachte ich mir: „Die Ehe gleicht diesem Fläschchen. Uns Frauen kommt sie wie ein wertvolles, glänzendes Ding vor, und der Mann, den wir verblendet geheiratet haben, wirft sie in Stücke, verschüttet ihr ganzes Parfüm und macht sich nicht einmal das geringste daraus.“

Ich weinte mich in den Schlaf, wurde aber nach geraumer Zeit wieder durch das Schnarchen Billys, der sich auch zur Ruhe begeben hatte, wach.

Immer und immer hatte ich gesagt: „Ich werde nie einen Mann heiraten, der schnarcht“, und nun habe ich einen, der einem Elefanten Konkurrenz machen könnte!

Einige Tage später schrieb mir meine Freundin Judith: „Mein Gatte Jim reist in Geschäftsangelegenheiten nach

London und die Firma will für die Kosten, die eine mitreisende Gattin verursachen würde, nicht aufkommen. Sei ein Engel, Liebste, und lade mich für einen Monat zu Dir ein.“ Ich telegraphierte sofort zurück: „Komme!“

Ich hoffte, daß, wenn ich Judith bei mir haben würde, Judith, die solch ein Schah und so elegant und fashionabel ist, dies meinen Mann günstig beeinflussen würde.

Und Judith kam. Sie brachte einen Kleiderkoffer mit, so groß, daß er in keinem unserer Zimmer Platz finden konnte und in der Hall untergebracht werden mußte.

Judith lachte, ließ einen Teil ihrer Kleider in ihr Zimmer schaffen und sagte dann, sie wolle hinaufgehen, um sich umanzulegen, Billy, der gerade das Zimmer verlassen wollte, blieb stehen, um meinem Gast den Vortritt zu lassen. Ich konnte es an den Fingern abzählen, wie oft es mir seit meiner Verheiratung geschehen war, daß Billy mich zu Hause vorangehen ließ.

Am nächsten Morgen erschien Billy am Frühstückstisch in seidnem Hemd und lavendelblauen Socken. Ich sprach nicht viel. Billy und Judith hatten einander doch so viel zu erzählen. Ich gab nur den Kaffee ein, strich Butter, sammelte und dachte daran, wie Jim, Judiths Gatte, Toilette zum Speisen mache, auch wenn er nur mit seiner Frau allein ist. Sicher hatte Billy auch daran gedacht, als er sich für Judith so schön machte.

An diesem Abend, als Billy mich in unserem Zimmer in seine Arme schließen wollte, versuchte ich es, mich ihm zu entziehen.

„Du liebst mich ja nicht mehr“, sagte ich.

„Was fällt dir denn ein?“ stieß er erregt hervor.

„Du — du — bist nicht mehr — höflich gegen mich.“

Dann sprudelte ich alles hervor, wie sehr ich gegen ihn erbittert sei, weil er mir als Gatte nicht mehr dieselbe Galanterie entgegenbringe wie als Bräutigam.

„Du hast mich getäuscht“, schloß ich erbittert.

„Auch du hast mich enttäuscht“, sagte er in ernstem Ton.

Ich dachte immer, in dir eine Gefährtin zu heiraten. Es ist die größte Ehre, die ein Mann einer Frau erweisen kann, wenn er so von ihr denkt... wenn er nach der Hochzeit in ihr seinen besten Freund und Kameraden sieht. Er will ja nichts, als für sie arbeiten und sich bei ihr zu Hause fühlen... und es fällt ihm daher nicht mehr ein, an Konventionalitäten zu denken, sondern nur daran, es sich höchst behaglich machen zu können. Ja, ja, eine kluge Frau muß sich damit abzufinden verstehen, daß ihr Hofmacher vor ihr ohne Gut, der Gatte aber ohne Rock erscheint. Aber deine Ansicht scheint dies nicht zu sein, Madag.“

Billy verließ das Zimmer und ließ die Tür heftig hinter sich zusallen. Es war die erste Nacht seit unserer Verheiratung, daß ich allein in meinem Zimmer schlief.

Und die Dinge gingen weiter wie bisher. Billy benahm sich gegen mich zwanglos, beobachtete aber gegen unseren Gast die äußerste Höflichkeit und spielte den vollendeten Gentleman.

Am letzten Tage ihrer Visite war ich am äußersten Ende meiner Kräfte angelangt. Judith fand mich am Nachmittag weinend und schluchzend auf meinem Bette liegen. Erschrocken schlang sie die Arme um mich.

„Was ist denn los mit dir, Madag, altes Mädchen?“ fragte sie.

„Ich werde Billy verlassen“, sagte ich.

Und erneutes wildes Schluchzen folgte meinen Worten.

Judith konnte mich kaum beruhigen und immer wieder fragte sie: „Warum denn, warum denn?“

„Er ist der Ansicht, daß ich seiner Höflichkeit nicht wert sei. O, Judith, du kennst einen Mann nicht früher, als bis du ihn geheiratet hast.“ Judith ließ mich aus ihren Armen und setzte sich neben mich mit einem seltsamen harten Blick in den Augen. Ganz starr sah sie eine Weile vor sich hin, bis sie endlich mit leiser Stimme sagte: „Nein, man kennt einen Mann nicht, bis man nicht mit ihm verheiratet ist. Erst dann beginnt er sein wahres Selbst zu zeigen. O, du solltest meinen Jim kennen! Er ist ja so höflich und ein Gentleman durch und durch. Aber... er konnte es sich absolut nicht leisten, mich auf seine Geschäftsreise mitzunehmen... weil... er es schon einer anderen Frau versprochen hatte. Und wenn ich ihm bei seiner Heimkehr sagen werde, daß ich alles weiß, dann wird er mir höflich einen Sessel anbieten und mich besorgt fragen, ob die Aufregung mir nicht schade und ob ich nicht vielleicht ein Glas Wasser wünsche.“

Sie barg das Gesicht in den Händen und ein ersticktes Schluchzen ließ ihren Körper für einen Augenblick erbeben. Dann sah sie mich mit Augen an, deren Blick sich tief in meine Seele einbrannte.

„Du kleine Narrin“, sie zischte diese Worte schier hervor, „du verdienst ja deinen Gatten gar nicht. Er ist ein guter Mensch.“

Fatales Mißgeschick.

Von Siegfried von Begeja.

Wenn man weit weg im Walde wohnt, kann man nicht alle Augenblicke zum Friseur laufen. Zwar gibt es auch hier im Dorf einen haarkundigen Mann, der mit einer mächtigen Schafschere den Bauern die Schädel frisirt, aber zu dieser Schur habe ich mich doch noch nicht entschließen können. So blieb mir nichts anderes übrig, als mir selbst eine Haarschneidemaschine anzuschaffen. Denn aller Mode zum Trotz, die den Männern lange, pomadisierte Haare vorschreibt, trage ich immer einen kurzgeschorenen Kopf mit harten, borstenartigen Stoppeln.

Kurz und gut: ich schneide mir also die Haare selbst. Das ist für die Kinder jedesmal ein Festtag. Ich streife mir ein Nachthemd über den Anzug, setze mich feierlich vor den Spiegel, die zehnjährige Isabel steht links, der vierjährige Bube rechts, und beider Augen starren mit atemloser Spannung auf das schnidernde Ungetüm, das sich mit seinen blitzenden, spitzen Zähnen durch die Haare frist.

So saß ich auch neulich wieder vor dem Spiegel, hatte die rechte Schädel-Hälfte schon glatt abgeschoren, betrachtete wohlgefällig die kurzen Borsten und war gerade dabei, in das Dickicht der linken Kopfhälfte vorzudringen, — als plötzlich die Maschine versagte.

Die Schneiden schnitten nicht mehr, sie zerrten und rissen nur ohnmächtig an den Haaren, und je fester ich den Griff zusammenpresste, desto weher tat es. Ich schraubte den Mechanismus auseinander, prüfte jede Rinne, blies von allen Seiten darauf, — aber nichts half: die Maschine wollte einfach nicht mehr schneiden. Und ich sah da, wie ein Bubel, nur halb geschoren: rechts stand das Haar in kurzen Borsten wie ein Stoppelfeld, und links dicht und hoch wie ein Urwald! Die Grenze lief gerade mitten durch über den Schädel!

Was sollte ich tun? So bleiben konnte ich doch unmöglich. Aber ins Städtchen wandern mit halbgeschorenem Kopf? Das lockte mich nicht besonders. Denn einen Hut habe ich nicht, und mir ein Tuch schamhaft über den Kopf legen, — davor sträubte sich doch mein Männerstolz und meine noch ungeschorene Kopfhälfte! Endlich entschloß ich mich, wenn auch schweren Herzens, zum Gang in das Städtchen, zum Friseur.

Laufend begleiteten mich die Kinder bis zur Kavelle. Meine Frau stand händeringend am Tor. Mit schlotternden Knien, nichts Gutes ahnend, wandte ich die Landstraße hinunter. Ich hatte mir eine kleine List ausgedacht: wenn mir jemand begegnet, so wollte ich meinen Kopf so drehen, daß er immer nur die eine Hälfte meines Gesichtes zu sehen bekäme, auch wenn ich mir dabei den Hals verdrehen sollte!

Bis zum Städtchen ging alles ganz gut. Nur eine alte Bäuerin kam mir auf der Landstraße entgegen, ich spähte scharf und unermüdet nach rechts, und gelangte glücklich, mit langhaarigem Profil, an ihr vorüber. Schwieriger war es schon, als eine Schar Beerenpflückerinnen mir entgegen zog. Schnell entschlossen holte ich mein Taschentuch hervor, bedeckte damit die rechte haarlose Kopfhälfte und tat, als verschlechte ich lästige Fliegen. Und nun war ich schon im Städtchen angelangt. Ich mußte über die Brücke.

Und hier, mitten auf der Brücke, traf mich das Verhängnis. Denn von links kam mir Fräulein Muden-schnabel, die entzückende Tochter des Posthalters, und von rechts Herr Leicheneder, der Provisor, entgegen, und wie ich auch meinen Hals verdrehte, — ich konnte nicht beiden gleichzeitig meine verschiedenen Profile vorführen. Und so geschah es: Herr Leicheneder, der immer so bitter aussieht, wie es in seiner Apotheke riecht, verzog sein Gesicht zu einem säuerlichen Grinsen, und Fräulein Muden-schnabel bekam einen Lachanfall.

Was sollte ich tun? Ich lächelte trampfhaft sowohl mit meiner rechten, wie mit meiner linken Gesichtshälfte, indes ich bis zu den Wurzeln der geschorenen Haare errötete. Und so schritt ich weiter, mitten auf der Straße, den Mut der Verzweiflung im Herzen, mit einem zu Eis erstarrten Lächeln auf dem Gesicht.

Das Unglück war, daß sowohl Fräulein Muden-schnabels Lachtrampf, wie Herrn Leicheneders säuerliches Grinsen die Blicke aller Leute, an denen ich vorüber mußte, auf mich zog, bis ich von allen Seiten, von rechts, von links, von vorn und von hinten wie ein Wunderthier angestarrt und bejubelt wurde. Ja, ein paar Schulkungen liefen schreiend und lachend hinter mir drein:

„O mei, o mei, is dös ebbs wos!“
und wiesen lauchend mit dem Finger auf meinen halbgeschorenen Kopf.

Jetzt war es mit meiner Fassung aus. Verzweifelt setzte ich meine Beine in Bewegung und fing an zu laufen. Fern,

an der Straßenecke, leuchtete mir das Messingschild des Barbiers, wie ein rettender Hafen entgegen. Ich rannte, was ich konnte. Die Meute hefte hinter mir her.

Betäubt und völlig verwirrt stürzte ich in den Friseursalon und sank dem rotbadigen, süß duftenden und süß lächelnden Friseur erlöst in die Arme.

Kreuzwort-Rätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8
9			10			11	
12			13		14	15	
		16		17			
18	19				20	21	22
		23					
24	25				26	27	
		28		29	30		
31	32				33		34
35				36		37	
38						39	

Wagerecht: 1. Waldgott. 4. Berühmter Maler. 9. Griechischer Buchstabe. 10. Kindliche Bezeichnung für Großmutter. 11. Norwegischer Schriftsteller. 12. Früheres Fürstentum. 14. Rinnstein. 16. Wandbrett. 18. Fluß in Pommern. 20. Gewürz. 23. Stadt in Lübeck. 24. Verneinung. 26. Prophet. 28. Germanenkönig in Rom. 31. Beruf. 33. Wiese. 35. Flüssiges Fett. 36. Hausflur. 37. Vorsatz. 38. Stadt in Schlesien. 39. Griechische Vorsilbe mit der Bedeutung „neu“.
— Senkrecht: 1. Land in Asien. 2. Figur der griechischen Mythologie. 3. Funktion. 4. Farbton. 5. Edelknaube. 6. Dänische Insel. 7. Gefrorenes. 8. Windschattenseite. 13. Gesellschaftsklassen. 15. Berühmtes altes Fürstengeschlecht. 17. Stadt in Thüringen. 19. Amerikanischer Staatsmann. 21. Englischer Untertan. 22. Stadt in Italien. 23. Schluss. 25. Bootsart. 26. Japanische Münze. 27. Werkzeug (griechisch). 29. Stadt in Rußland. 30. Kleines Ruderboot. 31. Föbel. 32. Griechisch: Luft. 34. Sakrament. (i = i.)

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 244:
1. Bob. 2. Ochs. 3. Tirol. 4. Reh. 5. Erz. 6. Tegel. 7. Bad. 8. Rom. 9. Aal. 10. Rot. 13. Raa. 16. Motor. 18. Mains. 20. Bad. 21. Tee. 24. Tafel. 25. Ida. 27. Kasse. 28. Gas. 29. All. 30. Licht. 32. Rio. 34. Jes. 35. Sar. 38. Goch. 40. Sud.
— Wagerecht: 3. Tor. 5. Echt. 7. Viber. 9. Arjen. 11. Bar. 12. Doraz. 14. Göl. 15. Dom. 17. Aal. 18. Met. 19. Bob. 21. Tal. 22. Tag. 23. Lei. 24. Tod. 26. Ent. 28. Gar. 29. Ida. 31. Jar. 33. Rad. 34. Flachs. 36. Sir. 37. Segel. 39. Tasso. 41. Pos. 42. Rue.

Gesellschaft und Mode

Der verschwindende „Gelbstern“. Es haben sich seit langer Zeit bestimmte Größen für die weibliche Kleidung herausgebildet, nach denen man sich beim Verkauf richtet. Die Konfektion nennt diese Größen Gelbstern, Grünstern, Weißstern und Rotstern. Das Publikum freilich ist gewohnt, sich nach Nummern zu richten. Aber diese so allgemein eingeführte und sorgfältig aufgebaute Organisation gerät durch die „schlanke Linie“ ins Wanken. Die großen englischen Konfektionsfirmen klagen darüber, daß man nicht mehr nach festen Größen verkaufen könne. Die Sucht der Damenwelt, eine möglichst knabenhafte Figur zu haben, wirkt alle früheren Berechnungen über den Baufen. Wenn in vergangenen Tagen eine Dame ein Brustmaß von 38 Zoll hatte, dann hatte sie gewöhnlich ein Taillenmaß von 28 Zoll, und das Kleidungsstück konnte nach diesen gegebenen Maßen angefertigt werden. Heute gibt es keine Taille mehr. Das Hüftmaß steht zu dem Brustmaß in keinem festen Verhältnis, und so verschwindet der „Gelbstern“ als Größeneinheit immer mehr, und die anderen Sterne folgen ihm nach. Man muß eine sehr viel größere Anzahl von Maßen auf Lager haben, wenn die Sachen den Damen passen sollen, und durch die Überschlankheit der modernen Frau gelten die bisherigen Maße und Berechnungen nicht mehr.